

Prof. Heinz Rose im Juli 2011

Im Jahre 1930, in Zeiten der großen Weltwirtschaftskrise, wurde ich als letztes von sechs Kindern einer arbeitslosen Arbeiterfamilie in Leipzig-Lindenau geboren. Ein Wunschkind war ich aus diesen Gründen nicht, wurde aber von meinen Eltern doch mit viel Liebe aufgezogen. Die kindlichen Interessen, das Spielen mit anderen Kindern, die Wochenenden im Kleingarten, Fahrradausflüge in die Harth, ein Waldgebiet südlich von Leipzig, das waren alles stärkere Eindrücke als die gesellschaftlichen Entwicklungen im Dritten Reich, so dass ich diese in dem kindlichen Alter auch nicht wahrnahm.

wirkte in diesem Beruf sogar am Bau des Völkerschlachtdenkmals mit. Starkes Asthmaleiden ließ ihn den Beruf aufgeben. So arbeitete er bis zu seiner Berentung als Maschinenarbeiter in der Holzbearbeitung. Meine Mutter war bis zu ihrer Verheiratung 1928 bei einer Fabrikantenfamilie „in Stellung“, wie es damals hieß. Mit der großen Familie, die sie nun hatte, war sie voll beschäftigt.

Mein Vater, 46 Jahre älter als ich, hatte den Beruf Steinmetz gelernt,

Zu Michaelis 1937 begann meine Volksschulzeit in der 43. Volksschule. Sie dauerte vier Jahre. Meine Eltern hatten aus ihrer eigenen Entwicklung das Bedürfnis gewonnen, ihrem Jüngsten eine bessere Bildung zuteil werden zu lassen. So arrangierten sie 1941 den Wechsel zu einer Mittelschule. Die Aufnahmeprüfung bestand ich mit Ach und Krach, Probleme hatte ich mit dem deutschen Aufsatz, ein von meiner weiteren Entwicklung her unverständlicher Sachverhalt. Den Mittelschulbesuch konnte sich die Familie wegen des sehr bescheidenen Einkommens nur leisten, weil ich eine Freistelle erhielt. Wir waren eine kinderreiche Familie! Die Mittelschule gehörte zur 42. Volksschule, zur sogenannten „Friesenschule“. Es gab nur eine Klasse. Das Schulgebäude war bereits zum Lazarett umfunktioniert worden, wir schrieben ja das Jahr 1941, das dritte Kriegsjahr. Übrigens wird die Friesenschule auch heute noch ausschließlich medizinisch genutzt. Unser Schuldomizil war das Hintergebäude der 44. Volksschule in der Gemeindeamtsstraße.

Am 4. Dezember 1943 begann die systematische Bombardierung der Stadt Leipzig durch anglo-amerikanische Flugzeuge. Das wurde zum Anlass genommen, Schulkinder zwischen zehn und vierzehn Jahren in sogenannte KLV-Lager zu verschicken. Die Entscheidung hierzu war den Eltern freigestellt. Da Eile geboten war, wurde ich schon am 23. Dezember, einen Tag vor Weihnachten in das KLV-Lager Gersdorf bei Leisnig in Marsch gesetzt. Das war für uns Kinder eine harte Maßnahme. Im Gasthof „Drei Lilien“ war der Tanzsaal zu einem Schlafsaal mit Doppelstockbetten, diese mit Strohsäcken bestückt, umgerüstet worden. Wir hatten nur einen Lehrer

**Ab Oktober 1940 bis Kriegsende wurden über zwei Millionen Schulkinder zwischen zehn und vierzehn Jahren im Rahmen der Kinderlandverschickung (KLV) aus den vom Luftkrieg bedrohten Städten in weniger gefährdeten Gebieten untergebracht.**

dabei, Herrn Karl Stelzmann, der uns in Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Musik, Lebenskunde, Rechnen und Raumlehre, Algebra, Englisch sowie Stenografie unterrichtete. Viel ist mir davon nicht mehr erinnerlich, abgesehen von Elementarkenntnissen in Stenoverkehrsschrift, die mich auch heute noch in die Lage versetzen, die stenografischen Krakel meiner Frau im Terminkalender halbwegs zu entziffern.

Neben der schulischen Linie gab es im KLV-Lager noch die politische Linie, nämlich die Führung des gesamten Lebens durch die Hitlerjugend. Dem Lager stand ein Lagermannschaftsführer im Rang eines Scharführers vor. Er wird nicht älter als 18 Jahre gewesen sein, sonst wäre er wohl zur Wehrmacht eingezogen worden. Er brauchte einen Stellvertreter als Nahtstelle zu den Jungen. Wenn ich mich recht erinnere, erfolgte dessen Bestimmung durch „zackige“ Antworten und ausgewiesenen Dienstgrad; ich war an einem Winkel auf meinem linken Uniformärmel als Jungenschaftsführer kenntlich. Also wurde ich unmittelbar nach der Ankunft im Lager „Stellvertretender Lagermannschaftsführer“, und das mit 13 Jahren. Das machte mich sehr stolz. Ich habe keinen Missbrauch damit getrieben, hatte aber doch einige Privilegien. Gelernt habe ich dabei auch einiges (Beispielsweise hatte ich Anfang der 80er Jahre als gestandener Hochschullehrer in einem Zivilverteidigungslager der TU Dresden zwei Hundertschaften Studenten zu befehligen, was mir dank der im KLV-Lager erlernten Kommandosprache brillant gelang. Woher sollte ich es auch sonst können, ich habe ja in keiner Armee gedient.)

Ermutigt durch meine Persönlichkeitsentwicklung und den schulischen Erfolg griffen meine Eltern noch mal „in die Kiste“ und reichten beim Schulamt eine Bewerbung für eine „städtische Oberschule für Jungen in Aufbauform“ ein. In diese Schule konnte man auch in der siebenten und achten Klassenstufe einsteigen. Für mich kam die achte Klassenstufe in Frage. Die Schule trug den Namen „Hans-Schemm-Schule“. Die Bewerbung war verbunden mit einem Antrag auf eine volle Freistelle mit dem Argument des Kinderreichtums. Das wurde gewährt. Ich bin überzeugt, dass meine Eltern zu dem nazistischen Namen keine Beziehung hatten. Wir Schüler sind auch von den Lehrkräften nicht auf den Charakter dieses Namens orientiert worden. Diese Schule existierte 1944 nur noch in Gestalt von zwei Schulklassen. Das Schulgebäude war offenbar durch einen Bombenangriff zerstört. Ich selbst habe das Schulgebäude nie gesehen, auch nicht als Ruine. Die Aufnahmeprüfung bestand ich auch wieder mit Ach und Krach, diesmal wegen Mathematik. Ich hatte ja die Mathematikausbildung der siebenten Klasse nicht mitgemacht, und die der Mittelschule lag weit darunter. Mathematik wurde im Studium später mein Lieblingsfach, in dem ich auch vorwiegend sehr gute Leistungen erreichte.

**Hans SCHEMM (1891 – 1935) war NSDAP-Gauleiter der Bayerischen Ostmark und „Reichswalter“ des Nationalsozialistischen Lehrerbunds.**

Weil die Schule als Gebäude nicht mehr existierte, kam ich in das KLV-Lager der Hans-Schemm-Schule nach Mosel bei Zwickau, dorthin, wo heute das VW-Werk ist. Da zwei Klassen im Lager waren, hatten wir auch zwei Lehrer. Die Angehörigen der 7. Klasse galten bei uns Größeren nichts und wurden die Embryonen genannt. Die Lebensdauer des Lagers war nur kurz. Bereits im Februar 1945 wurde das Lager geschlossen und wir kehrten nach Leipzig zurück. Weil wir kein Schulgebäude hatten, wurden wir in Schulungsräumen des sogenannten Hermann-Göring-Heims, einer Einrichtung der Hitlerjugend unterrichtet. Das Heim lag am Rande des Rosentals, einem Stadtwald. Viel Unterricht hatten wir nicht, weil der häufige Fliegeralarm zum Unterrichtsabbruch für den jeweils ganzen Tag führte. Zwei meiner Schulfreunde wollten unbedingt einmal einen

Bombenangriff von oben erleben und bestiegen dazu den hölzernen Aussichtsturm des Rosenthalhügels, im Volksmund Scherbelberg genannt. Die Bomben fielen aber bei der Gelegenheit unmittelbar auf den Hügel, so dass sie mit Mühe nur das nackte Leben retten konnten, die Schulranzen verbrannten. Dass es mich nicht mit erwischte, war einem Unfall zu verdanken. Ich hatte mich bei Beräumungsarbeiten an einem verbrannten Dachstuhl mit einer Spitzhacke in den Fuß gehackt und lag invalid zu Hause. So kann Ungeschick lebenserhaltend sein.

Schon in den Leipziger Jahren des Mittelschulbesuchs war ich einer schulischen Arbeitsgemeinschaft Flugmodellbau beigetreten. Es gelang mir, zwei Flugmodelle zu bauen und auch zum Fliegen zu bringen. Damit wurde ich Pimpf im sogenannten Fliegerfähnlein unter dem Kommando des Fähnleinführers Wolfram Sack, einem Sohn des bekannten Landmaschinenproduzenten. Der hatte im Frühjahr 1945 den Wahn, das ausgedehnte Anwesen seiner Familie in der Nachbarschaft des Maschinenbaubetriebes ATG am Rande von Grünau gegen die zu erwartenden amerikanischen Panzer durch uns verteidigen zu lassen. Zu diesem Zweck sollten wir Schützenlöcher in den Bahndamm des Betriebsanschlusses der Reichsbahn graben. Was mich betraf, blieb es bei einem ersten Versuch, dann rettete mich der o. g. Unfall. Die anderen Jungs haben sich auch verdrückt, ich sah sie jedenfalls nach dem Kriege noch lebend.

Der Traum vom Fliegen zeitigte einen dreiwöchigen Baulehrgang in Burgstädt bei Chemnitz, in welchem wir Jungs theoretische Grundlagen des Segelflugs und handwerkliche Geschicklichkeiten für die Reparatur von Segelflugzeugen erlernten. Zu diesem Lehrgang wurde ich in der Zeit des KLV-Lagers Gersdorf abgeordnet. Als Kuriosität und zugleich als Charakterisierung der Endsiegüberzeugung der Funktionäre der Hitlerjugend ist zu erwähnen, dass ich im Februar 1945 eine Einberufung zum Lehrgang für den Erwerb der Segelflug-Prüfung A (Gleitflug mit dem SG 38) für April 1945 (!) erhielt. Der Lehrgang fand natürlich nicht mehr statt.

Die amerikanischen Truppen rückten am 18. April kampflos in Leipzig ein. Eine Woche vorher, am 10. April, hatten wir den letzten Luftangriff, an den ich mich erinnern kann. Wir hörten die Bomben in unserer unmittelbaren Nähe einschlagen, ein Geräusch, das man nie mehr in seinem Leben vergessen kann. Danach war Ruhe und die Sirenen meldeten Entwarnung. Ich verließ unseren Luftschutzkeller, lief durch die Toreinfahrt unseres Hauses auf die Straße, um zu sehen was los ist. Ein Haus war total zerstört und brannte lichterloh. Vor unserem Hause war das Kopfsteinpflaster aufgewühlt. Plötzlich explodierten Zeitzünderbomben. Ich rannte sofort zurück in unseren Hof, hatte gerade die Hausdurchfahrt verlassen, als die Bombe vor unserem Haus hochging, eine weitere im Hof des Nachbarhauses. Auf mich prasselten Steine hernieder, eine Verletzung erlitt ich glücklicherweise nicht. Ich rannte dann sofort ins Haus, welches von der Rückseite noch intakt aussah, und sah dann die Bescherung. Der vordere Teil des Hauses war fast vollständig zusammengebrochen, der Kellergang verschüttet. Auf der ebenfalls verschütteten Kellertreppe war mein Vater bereits damit beschäftigt, meine Mutter mit den Händen auszugraben. Sie steckte bis zur Gürtellinie im Schutt. Von meiner Schwester, die seit einer Woche bei uns wohnte, weil sie selbst vor einer Woche im Ortsteil Schleußig ausgebombt wurde, schaute nur noch eine Hand aus dem Schutt. Also grub ich meine Schwester mit den Händen aus. Die Mutter hatte einseitig Schienbein und Wadenbein gebrochen, die Schwester eine handtellergroße Fleischwunde in der Wade. Mein Vater sagte dann zu mir: „Junge, jetzt bist du zum Manne gereift!“ Die Frauen kamen ins Krankenhaus, wir Männer kamen bei Verwandten unter. Aber schon im September hatte mein Vater eine kleine Wohnung aufgetrieben, die wir bescheiden mit den Möbeln versahen, die wir aus dem Hausrest noch herausholen konnten.

Im Herbst begann der Schulbetrieb wieder. Wir wurden als „Mehringsschule (Aufbau-  
schule)“ im Gebäude der Humboldtschule untergebracht. Die meisten Lehrer waren  
NSDAP-Mitglieder gewesen, hatten ein schlechtes Gewissen und Angst, entlassen zu  
werden. Wir konnten mit ihnen Katz und Maus spielen und haben das auch ausgiebig  
getan. Wir schwänzten als ganze Klasse (!) oft den halben Vormittagsunterricht, um in  
einem der beiden Tageskinos Filme anzuschauen. Die ehemaligen Nazi-Lehrer haben  
sich still verhalten, so schlecht war ihr Gewissen.

Ganz im Gegensatz zu ihrer früheren Haltung zu meinem Bildungsweg waren meine  
Eltern, namentlich mein Vater nun der Meinung, dass der weitere Besuch der Schule  
nicht günstig wäre. Ein maßgebliches Argument war auch der Wegfall der Freistelle.  
„Deutschland liegt am Boden, muss für seine Kriegsverbrechen büßen, da hat weiterer  
Schulbesuch keine Perspektive. Es wäre besser, wenn der Junge einen Beruf erlernt.“  
Gegen einen kaufmännischen Beruf hatte ich Einwände, zu sehr hatte sich das Bild  
unseres Milchmannes in meinem Kopfe festgesetzt. Also entschieden wir uns für einen  
Handwerksberuf, und zwar einen anspruchsvollen mit Zukunft: Elektrotechnik. Eine  
Rundreise durch Leipziger Betriebe brachte einen Lehrvertrag zum Elektromaschinen-  
bauer beim Handwerksmeister und Ingenieur Hermann Konetzny in Leipzig-Leutzsch.  
Die Lehrzeit betrug drei Jahre und wurde mit guten Ergebnissen in Theorie und Praxis  
abgeschlossen. Der erlernte Beruf hat mein gesamtes berufliches Leben bis zum  
höchsten akademischen Grad bestimmt. Zur Unterrichtsmethodik der Elektrotechnik auf  
dem Gebiet der elektrischen Maschinen habe ich promoviert und habe diese Disziplin  
neben anderen Bereichen der Elektrotechnik in der Lehre und in zahlreichen Publi-  
kationen vertreten.

Der Schulabbruch hat für mich außer diesen Vorzügen aber auch einen großen Nachteil  
gebracht: Ich habe immer wieder den Mangel der nicht erworbenen Bildungsinhalte eines  
humanistischen Gymnasiums verspürt und habe viel Aufwand zu treiben gehabt, um das  
auszugleichen und zum Teil nachzuholen. Das Ganze wurde noch verstärkt durch die  
miserable Schulausbildung in den KLV-Lagern und in der Endzeit des Krieges sowie  
durch unsere Schlamperei im Unterricht der unmittelbaren Nachkriegszeit.

Den Beruf des Elektromaschinenbauers habe ich nach der Lehrzeit noch weitere zwei  
Jahre ausgeübt.

Im Dezember 1950 trat ich der FDJ bei. Ich war der Meinung, dass man etwas tun  
müsse, damit es mit dem neuen Staat vorwärtsgeht und nie wieder ein Krieg unser Leben  
zerstöre. Sofort engagierte ich mich dort und ehe ich mich versah, hatte ich wegen des  
eklatanten Mangels an Funktionären die Aufgabe eines Funktionärs für Arbeiter und  
Bauern im Stadtbezirk Leipzig-West am Halse. Nach wiederum wenigen Wochen bekam  
ich das Angebot, als Jugendsachbearbeiter im LBH-Ausbildungswerk zu arbeiten.  
Kurioserweise war der Stammbetrieb des Ausbildungswerkes der volkseigene Nachfolger  
von Sachs-Landmaschinen. Inzwischen war bei mir der Wunsch gewachsen, mich auf ein  
Studium vorzubereiten. So bewarb ich mich an der Arbeiter- und Bauernfakultät der  
Universität Leipzig mit dem Perspektivwunsch auf ein Medizinstudium. Die Ablehnung  
kam postwendend, da man in mir wegen des kometenhaften Aufstiegs in der FDJ einen  
Karrieristen vermutete. Das kann ich schon verstehen. Mit dem Ablehnungsschreiben  
war die Empfehlung verbunden, mich an einem Lehrerbildungsinstitut zu bewerben. Eine  
Beratung mit Lehrern des Ausbildungswerkes brachte die Empfehlung, als Besitzer eines  
Berufsabschlusses doch eine Ausbildung zum Berufsschullehrer anzustreben. Das war  
ein guter Rat, für den ich diesen Lehrkräften ewig dankbar bin.

Im September 1951 begann die zehnmonatige Ausbildung, also eine Art Schnellbesoldung. Zunächst drei Wochen in Chemnitz, dann auf Antrag in Leipzig am Institut für Berufsschullehrerausbildung in der Bogislawstraße. Das hatte zwei Vorzüge, erstens konnte ich bei Muttern leben, was bei 130 Mark Stipendium wichtig war, zweitens hatte ich ständigen Kontakt zu meiner Liebsten, mit der ich jetzt schon immerhin 58 Jahre verheiratet bin. Im Studium hatten wir wöchentliche Hospitationen und auch Probelektionen zu halten. Um die Belastung des Lehrkörpers zu reduzieren, wurden begabte Studenten als Seminarleiter eingesetzt. Auf mich kam das Fach Pol-Ök zu. Im Dezember 1951 bekamen wir als „warme Dusche“ eine neue Stipendienordnung. Das Grundstipendium wurde auf 180 Mark erhöht, dazu kamen für uns Lehrerstudenten als Schwerpunktstudium weitere 20 Mark. Leistungsstipendien wurden eingeführt, zwei Stufen: 40 Mark für durchschnittlich gute Leistungen, 80 Mark für sehr gute Leistungen. Dazu wurden Klausurarbeiten in allen Fächer geschrieben. Ich erreichte immer die Note sehr gut und war der beste Student des Instituts. Diesem Umstand hatte ich auch zu verdanken, dass ich mir meine Einsatzschule nach dem Studium aussuchen konnte. Ich wählte meine Praktikumsschule aus, die Betriebsberufsschule des VEB Starkstromanlagenbau in Leipzig. An dieser Schule unterrichtete ich acht Jahre.

Eine sehr wesentliche Entscheidung wurde im Sommer 1953 getroffen: Ich heiratete meine Liebste. Unsere Ehe war immer die Gemeinsamkeit unserer Entwicklung. Meine Frau erwarb – ebenfalls im Fernstudium – einen Fachschulabschluss als Bibliothekarin.

Die Laufbahn eines Lehrers ohne Hochschulabschluss begann als Lehramtsbewerber 1952 mit der bescheidenen Besoldung von 234 Mark (Da war mein Stipendium höher!) Nach der 1. Lehrerprüfung (bei mir nach einem Jahr) war ich Lehramtsanwärter mit 324 Mark. Erst nach der 2. Lehrerprüfung 1955 war ich rechtlich Berufsschullehrer. Nun stand vor mir die Aufgabe, mich auf ein Hochschulstudium vorzubereiten. Ein Vorbereitungskurs von einem Jahr Dauer für eine Sonderreifeprüfung wurde von der Volkshochschule angeboten. Die „Bescheinigung für die bestandene Sonderreifeprüfung für das Studium Berufspädagogik (Elektrotechnik) an der TH Dresden“ stammt von der Arbeiter- und Bauernfakultät der Karl-Marx-Universität. Ein Abitur sieht anders aus. Aber man kann etwas daraus machen!

So begann ich denn 1956 ein Fernstudium der o. g. Art, das ich 1961 mit sehr guten Ergebnissen beendete. Ich erwarb damit den ersten akademischen Grad, den eines Diplom-Gewerbelehrers.

Das Fernstudium ist ein hartes Brot. Ein Berufsschullehrer hatte 24 Pflichtstunden zu halten. Als Fernstudent bekam ich zwei oder vier (ich weiß es nicht mehr genau) Abminderungsstunden. In vierzehntäglichem Rhythmus fanden in einem Konsultationszentrum Seminare und Zwischenprüfungen statt. Studiert wurde mit Lehrbriefen oder Büchern. Zweimal jährlich gab es vierzehntägige Seminarkurse am Hochschulort, in denen auch Prüfungen abgenommen wurden. Die Familien hatten harte Entbehrungen zu tragen. In den letzten beiden Jahren hatten wir unser Baby noch dabei. Zusammen mit der Großmutter meiner Frau waren wir vier Personen in einer Zwei-Zimmer-Wohnung.

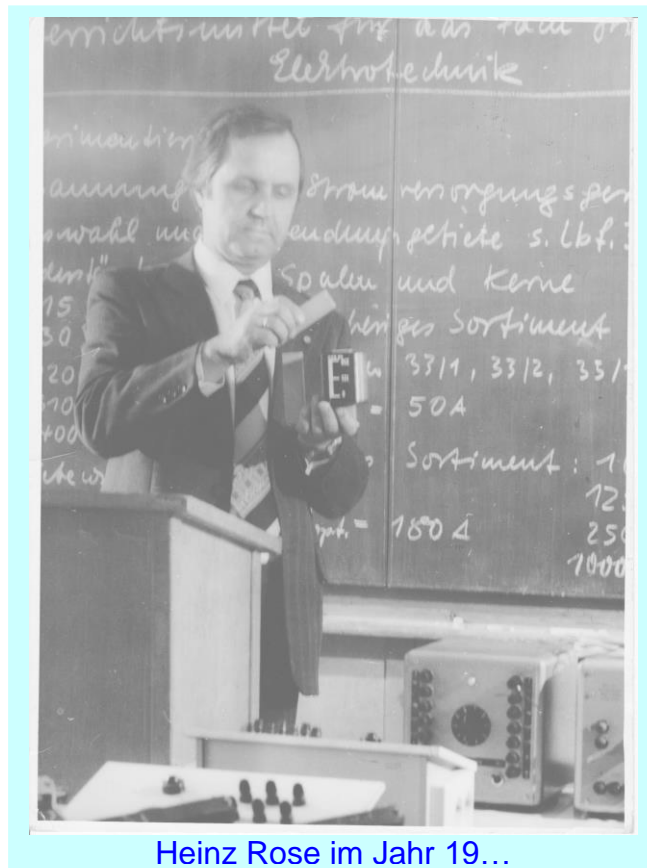
Am Ende des vierten Studienjahres erhielt ich das Angebot, als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Berufsschulmethodik der Elektrotechnik zu arbeiten. Das Angebot nahm ich an. Damit begann für mich ein neuer Lebensabschnitt.



Eine wesentliche Erkenntnis ist aus meinem Lebensweg zu ziehen. Mein Bildungsweg ist eine Folge von Umwegen. Diese Wege waren oft mit besonderen Belastungen verbunden. Wer solche Wege zu gehen genötigt ist, lernt zu kämpfen, oft gegen sich selbst, oft auch gegen die Umstände. Auf jeden Fall ist der Gewinn für die eigene Persönlichkeitsentwicklung enorm. Ich bedauere nicht, diesen Weg gegangen zu sein.

Mit dem Erwerb des Diploms und einer unbefristeten Planstelle an der Technischen Hochschule Dresden war die Tür geöffnet für eine Zukunft als Wissenschaftler und Hochschullehrer. Dafür waren aber harte Bedingungen zu erfüllen und tragfähige wissenschaftliche Leistungen zu erbringen.

1969 promovierte ich zum Doktor der Pädagogik (Promotion A) mit einer Methodikarbeit zum Unterricht über elektrische Maschinen mit dem Prädikat „Magna cum laude“. 1970 wurde ich zum Hochschuldozenten für Unterrichtsmethodik der Elektrotechnik/Elektronik berufen und erhielt gleichzeitig die „Facultas docendi“ (Lehrbefähigung). Nach der Emeritierung meines Institutsdirektors Prof. Meyer übernahm ich die Leitung der Fachrichtung Elektrotechnik. 1973/1974 absolvierte ich ein zehnmönatiges Zusatzstudium an der Leningrader Universität bei Frau Prof. Kuzmina. Diese Gelegenheit nutzte



Heinz Rose im Jahr 19...

ich, um die reichliche Hälfte meiner Dissertation B über das Problem der pädagogischen Ziele zu verfassen. Die einschlägige sowjetische Literatur war sehr ergiebig. Es gelang mir, den in der DDR-Pädagogik üblichen Zielfetischismus zu überwinden und die Zieltheorie vom Kopf auf die Füße zu stellen. Das Kernstück ist die Ziel-Mittel-Beziehung und die für berufliche Bildungsprozesse wesentliche Ausgangsposition Anforderungen. Die Dissertation konnte ich 1977 erfolgreich verteidigen. Auf diesen Erkenntnissen baut die Unterrichtsmethodik Elektrotechnik mit auf, die ich mit meinen Mitarbeitern und in Kooperation mit den Unterrichtsmethodikern der TU Karl-Marx-Stadt 1982 in Buchform vorlegen konnte.

1978 wurde ich zum ordentlichen Professor für Unterrichtsmethodik der Elektrotechnik berufen. Von 1981 bis 1986 war ich Direktor der Sektion Berufspädagogik der TU Dresden.

1992 schied ich auf eigenen Wunsch aus dem Hochschuldienst aus. Es war die Zeit, in der sich alle Hochschullehrer vor Kommissionen evaluieren lassen sollten. In diesen Kommissionen saßen Leute, die ich nicht anerkennen konnte. Die Missachtung meiner Lebensleistung durch die neuen Behörden war für mich unerträglich geworden. Letztlich war es das Beste, was ich machen konnte. Ich schrieb noch ein paar Bücher mit und habe mein Gesicht gewahrt.